

## DER FERALIS EXERCITUS DER HARIER BEI TACITUS UND DIE KULTISCHEN GEHEIMBÜNDE DER GERMANEN

...οὐκ εἰδὼς ἰκχυῶς περὶ τῶν ἐν  
"Αἰδου οὔτω καὶ οἴομαι οὐκ εἰδέναι.

Platon, *Apol. Socr.* 29 B

Unter den ostgermanischen Stämmen nennt Tacitus in seiner *Germania*<sup>1</sup> die Harier (Harios).<sup>2</sup> Über sie weiß er folgendes zu berichten:

*Ceterum Harii super vires, quibus enumeratos paulo ante populos antecedunt, truces insitae feritati arte ac tempore lenocinantur: nigra scuta, tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt ipsaque formidine atque umbra feralis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum: nam primi in omnibus proeliis oculi vincuntur.*

Diese Stelle hat zu vielen Spekulationen Anlaß gegeben. Sicher reizt der mancherorts recht knappe Text der *Germania* dazu, durch Vergleich mit weiteren, auch späteren, Überlieferungen germanischer Völker oder mit Zeugnissen anderer indogermanischer Kulturen Verhaltensweisen, die Tacitus anzudeuten scheint, auch für die Germanen der Zeit kurz nach Christi Geburt anzunehmen. Die Methode ist gerechtfertigt, wenn die nötige Sorgfalt waltet und man sich immer bewußt bleibt, nur Erschlossenes, nicht Überliefertes zu besitzen. Auf diese Weise ist bedeutendes geleistet worden bei der Erhellung der germanischen Frühgeschichte — doch den Hariern hat man übel mitgespielt.

An der Tüchtigkeit der Harier und dem Bemalen ihrer Schilde mit schwarzer Farbe deutelte man nicht<sup>3</sup>. Doch der weitere Bericht des Tacitus ließ mit der Zeit die Phantasie sich entzünden. Jacob Grimm gab seiner Bemerkung zu Stelle noch die Form einer Frage: „war dies todtenheer oder höllenheer römische vorstellung oder schon in der nachricht von jenem deutschen volk mitüberliefert?“<sup>4</sup> Müllenhoff

<sup>1</sup> Cornelii Taciti *Germania*, c. 43.

<sup>2</sup> Karl Müllenhoff: *Deutsche Altertumskunde*, Bd. IV: *Die Germania des Tacitus* (erläutert), Berlin 1900, S. 561 f.; Ernst Boehlich: *Feralis exercitus*, in: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. XXX (1929), S. 57 f.; Ernst Schwarz: *Germanische Stammeskunde*, Heidelberg 1956 (?), S. 66 f.

<sup>3</sup> Sofern man sie nicht (s. Boehlich) nur als Kultgemeinschaft betrachtete.

<sup>4</sup> Jacob Grimm: *Deutsche Mythologie*, Bd. II, Nachdruck der 4. Aufl., die Elard Hugo Meyer besorgt hatte, Tübingen 1953, S. 793.

dagegen nimmt den Text wörtlich und sieht in ihm den Bericht über einen Kriegsbrauch<sup>5</sup>, allerdings ist er der Meinung, die Harier hätten sich schwarz bemalt, denn die Farbe sei durch *nigra scuta* bereits gegeben<sup>6</sup>. Dieser Überlegung kann man zustimmen oder nicht, ein Beweis jedenfalls ist sie nicht; schließlich dürfte die Farbe hier auch unerheblich sein.

Anders wird es bei Boehlich. Er bemüht einen gewaltigen Apparat zum Beweis seiner Ansichten — allerdings ohne Erfolg. Nach ihm bemalten sich die Harier ebenfalls schwarz<sup>7</sup>. Als Beweis für seine Tacitus-Deutung bringt Boehlich eine ganze Reihe von Stellen aus isländischen Literaturdenkmälern zusammen, macht sich aber nicht den geringsten Gedanken darüber, ob ein Vergleich mit Dichtungen, die gut tausend Jahre nach der Zeit, in der Tacitus lebte, aufs Pergament kamen, ohne jegliche Textkritik sinnvoll und möglich ist<sup>8</sup>. Nicht besser sind Boehlichs philologische Argumente: „Warum nannte Tacitus die Farbe nicht, wo dem Rhythmus und dem Ausdruckswerte kaum durch ein ‘rubra’, worin ja starke transzendente Klänge mitgeschwungen hätten. . . , wenig nur durch ein ‘caerulea’, wie es Caesar (B. G. V, 14) den britanischen Kriegeren zuschreibt, Abtrag getan worden wäre? Die Antwort liegt nahe: er brauchte die Farbe nicht zu bezeichnen, weil sie selbstverständlich, weil sie die war, die auch der Römer dem Totenreiche und den Toten bzw. den Schatten beilegte: schwarz, und er konnte sie nicht bezeichnen, weil die dafür zu Verfügung stehenden Epitheta *niger* und *ater* bereits vergriffen waren, weil ihm eine Wiederholung des einen oder des andern seine Diktion gestört hätte. Schwarz also waren die Leiber“<sup>9</sup>. Mit dieser Methode läßt sich alles beweisen, abgesehen davon, daß *ater* erst nach *tincta corpora* gebraucht wird. Wenn Tacitus die Farbe, mit der sich die Harier bemalten, hätte nennen wollen (vielleicht kannte er sie auch gar nicht!), wäre es ihm möglich gewesen, dunkle Nächte ohne ein Farb-Wort zu beschreiben.

Boehlich meint weiter, einen Kriegsbrauch der Harier verneinen zu müssen, weil dieser mit der Zeit bekannt und damit wirkungslos geworden sei. Tacitus habe zu einem Brauch, den er nicht verstanden habe, eine psychologische Begründung erfunden<sup>10</sup>. Diese Argumentation mag scharfsinnig sein, ist aber sicher unrealistisch. Ein Blick auf das, was wir in unseren Tagen psychologische Kriegführung nennen, macht das deutlich: Die Methoden sind bei Freund und Feind bekannt, sie haben dennoch ihre Wirkung. Für Boehlich haben auch die dunklen Nächte keinen Zweck für kriegerische Auseinandersetzungen gehabt. Warum er dieser Meinung ist, verschweigt er uns, weil er meint, einen

<sup>5</sup> Müllenhoff, S. 490.

<sup>6</sup> ebd., S. 489.

<sup>7</sup> Boehlich, s. Anm. 2, S. 45—69.

<sup>8</sup> Vgl. dazu die Bemerkungen, die Walter Baetke: *Über die Entstehung der Isländersagas*, = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. CII, Heft 5, Berlin 1956, S. 15 ff., anstellte.

<sup>9</sup> Boehlich, S. 50.

<sup>10</sup> ebd., S. 54.

Kult gefunden zu haben und versucht, diesen zu beweisen. Was stört, wird eben als nicht möglich beiseite geschoben. Es braucht dann nicht mehr viel Papier, und die Harier sind eine Kult-Truppe, welche die Wilde Jagd mimt<sup>11</sup>. Vermutungen führt Boehlich viele an, diese Behauptung zu stützen, sie sind auch gelehrt dargeboten, doch beweisen kann er nichts. Das ist schließlich bei der Quellenlage auch kein Wunder. Gutenbrunner bemerkt daher — in anderem Zusammenhang — zu recht, „daß zwischen dem feralis exercitus der Harier und der ersten Erwähnung der Wilden Jagd im Rolandslied elf Jahrhunderte liegen, die kein Zeugnis bieten“<sup>12</sup>.

Über Boehlichs Untersuchung sollte man also schweigen und sie dem verdienten Vergessen verfallen lassen. Doch die Auseinandersetzung war nötig, denn Boehlich ist der Kronzeuge für den Mann, dessen Namen stets genannt wird, wenn von den kultischen Geheimbünden der Germanen die Rede ist: Otto Höfler.

Höfler aber machte sich am wenigsten Sorgen bei Erläuterung und Nutzung der Harier-Stelle des Tacitus. Er übernahm Boehlichs Ergebnisse ungeprüft und baute auf ihnen auf. So handelt Höfler über geschwärzte Männer in Fastnachtsumzügen und fährt dann fort: „Tatsächlich finden wir die Schwärzung bei allen möglichen Völkern als das einfachste Mittel, um Geister, Gespenster, Tote zu verkörpern. Und trefflich paßt dazu jenes älteste germanische Zeugnis, Tacitus' Bericht von den Hariern, die ihre Gegner nächtlicherweise überfielen, mit ihren schwarzen Schilden und (schwarz) gefärbten Leibern den Schrecken eines Gespensterheeres verbreitend“<sup>13</sup>. Schwarz in Klammern zu setzen, war für Höfler offenbar schon ein Zeichen höchster Kritik, denn von nun an spricht er ohne jede Einschränkung von den schwarzen Hariern<sup>14</sup>. Diese Methode richtet sich selbst. Höflers kultische Geheimbünde der Germanen lassen sich eben nicht bei den vorchristlichen Germanen nachweisen. Die Harier-Stelle ist einfach überinterpretiert, wenn man aus ihr das Wirken kultischer Geheimbünde herauslesen will. Wilde Jagd und Fastnachtsbräuche mögen darauf deuten, doch Fastnachtssitten sind im germanischen Bereich erst aus christlicher Zeit bekannt. Die Wilde Jagd hingegen ist zwar heidnisch, aber die germanische Religion der Missionszeit hat mit den Glaubensvorstellungen im ersten Jahrhundert nach der Geburt Christi nicht so sehr viel zu tun.

Auch die Methode des ethnologischen Vergleichs kann die kultischen Geheimbünde nicht erweisen, denn die Sitte der Körperbemalung war nicht nur für die Harier typisch, sondern wurde und wird in allen

<sup>11</sup> ebd., S. 55.

<sup>12</sup> Siegfried Gutenbrunner, in: Anzeiger für Deutsches Altertum und Deutsche Literatur, Bd. LXXXVI, 2 (1955), S. 53.

<sup>13</sup> Otto Höfler: *Kultische Geheimbünde der Germanen*, Bd. I, Frankfurt/Main 1934, S. 45.

<sup>14</sup> ebd., S. 67 und 166.

Erteilen geübt<sup>15</sup>. Diese Bräuche hatten ursprünglich nichts mit einem Kult zu tun, sondern erst in späterer Zeit nutzen sie Priester — wie auch das Tätowieren — für ihre Zwecke<sup>16</sup>. Gründe, weshalb Menschen ihre Körper bemalten, waren der Wunsch, sich vor der Witterung und vor Insekten zu schützen, aber auch den Gegner in Schrecken zu versetzen<sup>17</sup>. Wenn nun Tacitus von den Hariern berichtet, wie sie in den Kampf zu ziehen pfl egten, so kann man das wirklich wörtlich nehmen, ohne daß weitreichende religionsgeschichtliche Überlegungen erforderlich sind, um den Sinn der Stelle zu verstehen: Durch die Bemalung sollten die Feinde erschreckt werden, und gleichzeitig begannen die Harier den Kampf zu einer Tageszeit, von der sie annehmen konnten, daß ihre Gegner noch schliefen, ja daß vielleicht zur Zeit der „Hundewache“ zwischen 3 und 4 Uhr in der Frühe deren Posten in ihrer Aufmerksamkeit nachließen. Jedenfalls sollte man sich durch die Ausdrucksweise des Tacitus nicht verwirren lassen. „Feralis“ und „niger“ sollten den Römern fremde Bräuche anschaulich machen, nicht mehr. Ebenso bezeichneten in späteren Zeiten Reisende die allerdings schwarz bemalten Osterinsulaner als „fürchterlich“ und als „demon-like monsters“<sup>18</sup>. Damit haben wir viele Jahrhunderte später und für eine ganze andere Weltgegend eine ähnliche Ausdrucksweise, die nichts anderes bezweckte, als dem Leser eine fremde Sitte deutlich zu machen.

Da nunmehr die Germania-Stelle über die Harier für die Erschließung kultischer Geheimbünde der Germanen ausscheidet, müssen wir feststellen, daß es für die heidnische Zeit überhaupt keine einwandfreien Belege für sie gibt. Gewisse gesellschaftliche Zusammenschlüsse im christlichen Mittelalter bis in heidnische Zeit zurückführen zu wollen ist fragwürdig, wie die Methoden, mit denen man es bisher versuchte. Wir müssen uns daher mit der Feststellung begnügen, daß es bei den Germanen kultische Geheimbünde gegeben haben mag, wir aber von ihnen nichts wissen, ebenso wie wir auch nicht entscheiden können, ob nur die Gelehrten unserer Tage deren Bräuche kennen oder ob auch die heidnischen Germanen sich zu ihnen zusammenfanden.

*Bückeburg.*

*H. Bei der Wieden.*

<sup>15</sup> Wilhelm Joest: *Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen*. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie, Berlin 1887, S. 8 f.

<sup>16</sup> ebd., S. 27.

<sup>17</sup> ebd., S. 18 f.

<sup>18</sup> ebd., S. 14.